



Hans Harder

Dies ist eine Auswahl aus den Berichten, die unser Vater nach seiner Pensionierung in einfache Schulhefte schrieb, um Menschen oder Begebenheiten aus seinem Leben festzuhalten, die ihm etwas bedeuteten.



Die Niederschrift geschah wahrscheinlich nach seinem Fortzug aus Hamburg in die Lüneburger Heide in den Jahre 1938 bis 1945.

Lisbeth Harder

1991

I n h a l t

Heft I

1. Johannes Biernatzki
2. Richard Haupt
3. Dr. Bonne
4. Oskar Schwindrazheim
5. Karl Fellner

Heft II

6. Alfred Rust
7. Rudolf Kinau
10. Vadder Bahnsen
11. Nikolaus von Hofe
12. Pastor Claudius

Heft III

13. Adolf Vesper
14. Jochen Lüdemann
15. Vogt Langeloh
16. Gustav Dahm

Heft IV

Professor Karl Gripp
Korl

Das alte Schauspiel. Einmal Abends saßen
er bei meinem Kollegen Kamöller, folte
eine Reihe Portate unter dem roten Mantel
hinaus und zuckte sie auf den Tisch. Dann rief
er: „So, das wird wohl für den Anfang
genügen.“ Hier blickte ich über Kopf

er, Heft I „Das
sind
Kind
Lern.“

„Geld anfallen.“ Er würde mich fünfzig an
einem Nachmittage in der Küche geriet.
Die Aussprache der Dinovorte selbst
und zwar sehr gepflegt. Der letzte Teil
habe sprachte er zu Ottom ein Schauspiel.
Der Kyllidenpferd fufete ich auf regel-
mäßig mit einem Klassenbündel
Gefahren und fufende zusammen

1. Johannes Biernatzki

Auf meiner ersten Lehrerstelle war Pastor Biernatzki mein Schulinspektor. Er wurde mir von Anfang an ein väterlicher Freund und blieb es auch, als er während der letzten dreißig Jahre seines Lebens in Hamburg wohnte und ich ihn des öfteren zum Schachspiel besuchte. Den mancherlei Doktoren und Professoren, bei denen ich durch ihn eingeführt wurde, stellte er mich stets als seinen lieben jungen Freund vor. - Ich glaube, ich hatte von Anfang an einen Stein bei ihm im Brett. Ich war noch Soldat, als ich mich nach Übertragung der Lehrerstelle in Hamberge bei ihm vorstellte. Er bot mir eine Zigarre an, die ich als Nichtraucher ablehnte. Er fragte, warum ich nicht rauche. Als ich ihm antwortete, daß ich nicht einsähe, warum ich es tun sollte, bemerkte er: "Sehen Sie denn ein, warum die Leute trinken?" Er war bekanntlich ein Vorkämpfer der Guttemplerbewegung, hat freilich nie versucht, mich zum Eintritt in die Loge zu bewegen.

In der äußeren Erscheinung war Biernatzki auffallend und ungewöhnlich. Ein langer, hagerer Mann mit vollem Haar und wallendem Wodansbart. Richard Haupt vergleicht ihn einmal mit Johannes dem Täufer, und Frenßen kennzeichnet ihn als den langen, schwarzen Mann. Als ich ihn kennenlernte, war er nur noch schwarz in der Kleidung, Haar und Bart aber schon stark ergraut. Er sah in der Tat etwas fremdländisch aus. Beim Ausbruch des Weltkriegs wurde er an einem Tage zweimal verhaftet. In der allgemeinen Spionenfurcht vermutete man in ihm einen verdächtigen

Ausländer. Hitlerjugend belästigte ihn einst auf der Straße, weil sie ihn für einen jüdischen Rabbiner hielt. In einem Kalender las ich vor dem Weltkrieg, daß Biernatzki von portugiesischen Juden abstamme. Als ich ihn danach fragte, antwortete er: "Ja, ich habe dem Kalendermann schon eine Berichtigung geschickt. Erstens kamen meine Vorfahren nicht aus Portugal, sondern aus Polen, und zweitens sind wir keine Juden. Mein Vater war Hauptpastor in Altona, mein Großvater Pastor in Friedrichstadt und mein Urgroßvater evangelischer Feldscher unter Friedrich dem Großen."

Wegen seiner auffallenden Erscheinung war er weithin bekannt. Bei einem Spaziergang, den ich mit ihm machte, wurde er zweimal von Bettlern angesprochen. Dem ersten gab er ein Butterbrot und einen Apfel, den zweiten wies er ab: "Sie riechen nach Alkohol."

Ich fuhr mit ihm von Lübeck nach Hause. Die Zügel hatte er mir in die Hand gedrückt, damit er ungestört seinen Gedanken nachhängen konnte und nicht Gefahr lief, das Pferd in den Graben zu lenken, wie es tatsächlich einmal geschehen war. Bald begleitete uns ein Haufen Lübecker Jungs und rief: "Hö! der Pastor von Hamberge!" "Ja, die Kinder von Lübeck kennen mich auch schon", meinte er lächelnd.

Wenn ein Fremder ihn finden sollte, war er nicht verlegen. Dr. Harry Schmidt erzählte mir, er hätte sich mit Biernatzki auf dem Hamburger Hauptbahnhof treffen wollen und schon gefürchtet, er könne ihn verfehlen. Da habe plötzlich ein langer Mann mit einem Pappkarton um den Hals an der Sperre gestanden. Der Karton trug die Aufschrift: Dr. Harry Schmidt.

In den "Drei Getreuen" läßt Frenßen Hein Heiderieter über Biernatzki sagen: "Das hat mir mein Freund, der Pastor Biernatzki aus Hamberge erzählt. Du kennst ihn doch, den langen, schwarzen Mann." Biernatzki hatte das Manuskript gelesen und die Stelle stehen lassen. "Was die Leute über mich schreiben oder reden, ist mir einerlei", meinte er einmal. Später freilich, als Frenßen mit Jörn Uhl den großen Erfolg hatte, tat es ihm etwas leid. Eines Tages erzählte er, der viel auf Reisen war: "Heute bin ich zweimal auf Bahnhöfen angesprochen worden: 'Ach, Sie sind wohl nicht der Pastor Biernatzki aus Hamberge?' Als ich bejahte, hieß es weiter: 'Ach, da kennen Sie ja Frenßen gut.' Und dann sollte ich ihnen von Frenßen erzählen."

Biernatzki hatte "Die Drei Getreuen" und "Jörn Uhl" vor der Drucklegung gelesen und kritisch beurteilt. Das erste Exemplar der "Drei Getreuen" schenkte Frenßen Frau Pastor Biernatzki mit der bezeichnenden Widmung: "Ihr Ledersofa war hart; Ihr Mann war härter; doch Sie waren gut. Dafür das Buch." In seiner Schrift "Dichter und Schriftsteller" hat Biernatzki einiges von der Zusammenarbeit erzählt.

Auch "Hilligenlei" sollte Biernatzki im Manuskript durchsehen; aber Frenßen schickte erst das gedruckte Buch mit der Entschuldigung: "Ich habe Dir das Manuskript nicht geschickt wegen Deines religiösen Standpunktes", worauf Biernatzki ihm antwortete: "Daß Du schreibst: wegen Deines religiösen Standpunktes, nehme ich Dir übel. Hättest Du statt 'Deines' 'seines' geschrieben, so wäre es richtig gewesen. Du durftest nicht an meiner Objektivität zweifeln." Mit der Prachtausgabe

des "Jörn Uhl" suchte ihn Frenßen daraufhin zu versöhnen.

Biernatzki hatte manche Eigenart, die den, der ihn nicht näher kannte, wohl befremden oder gar abstoßen konnte. Als meine Frau ihn einst zum zweiten Mal nötigte, zum Mittagessen zu bleiben, sagte er ziemlich heftig: "Sie hörten doch, ich will nicht."

Eines Morgens erschien er in meiner Schulklasse, um dem Unterricht zuzuhören. Aber schon nach wenigen Minuten fing er eifrig an zu schreiben bis zum Schluß der Stunde. Als ich ihn nun um sein Urteil über die Lektion bat, meinte er: "Ja, darüber kann ich Ihnen nichts sagen. Durch Ihre Einleitung haben Sie mich angeregt, meine Predigt für den nächsten Sonntag niederzuschreiben."

Biernatzki war ein Frühaufsteher. Im Winter ging er um fünf, im Sommer um vier Uhr oder noch früher an die Arbeit. Richard Haupt erzählt, er habe ihn einmal gebeten, am nächsten Morgen zu ihm zu kommen. Um halbvier sei er erschienen. Zum Glück war Haupt auch ein Frühaufsteher. Dafür ging er aber auch regelmäßig um neun Uhr zu Bett. Als der Generalsuperintendent ihn auf dem Wege von Zarpen nach Lübeck noch 9 1/2 Uhr abends kurz begrüßen wollte, ließ er ihm sagen: "Um neun Uhr gehe ich zu Bett." Mich wollte er an einem Sonntagmorgen besuchen und bat, daß die Kinder ihn um sieben Uhr vom Bahnhof abholen möchten. So war es um sechs Uhr mit der Nachtruhe vorbei. In Schmalensee wollte er mich, von Stocksee kommend, am Vormittag besuchen, meine Mutter begrüßen und über Tarbek weiterreisen. Ich war früh aufgestanden, um im Karkhop, zwischen Stocksee und Schmalensee Himbeeren

zu pflücken. Ich traute meinen Augen nicht, als vor sechs Uhr ein langer Mann des Weges daherkam. Es war Biernatzki. Ich brach also meine Himbeerpflückerei ab. Zum Glück war meine siebzijährige Mutter bereits aufgestanden.

Biernatzki war ein scharfer Gegner der Einäscherung. An Lichtwarcks Beerdigung nahm er nicht teil, weil er verbrannt wurde. An diesem "barbarischen Akt" nahm er Anstoß. Dagegen konnte ihn der Anblick eines Schädels hoherfreuen. In einer Münchener Zeitschrift machte er sogar den Vorschlag, die Schädel der berühmtesten Deutschen (evtl. in Nachbildung) in einer Ruhmeshalle zu sammeln.

Eine besondere Vorliebe hatte er für das edle Schachspiel. Eines Abends erschien er bei meinem Kollegen Peemöller, holte eine Reihe Pakete unter dem Lodenmantel hervor und packte sie auf den Tisch. Dann meinte er: "So, das wird wohl für den Anfang genügen." Wir blickten ihn überrascht an, worauf er sich näher erklärte: "Das sind sieben Schachspiele; ich möchte, daß die Kinder der Oberstufe das Schachspiel lernen, damit sie später nicht dem Kartenspiel um Geld verfallen." Es wurde nun fleißig an einem Nachmittage in der Schule geübt. Die Anweisung gab Biernatzki selbst, und zwar sehr geschickt. Den besten Spielern schenkte er zu Ostern ein Schachspiel. Die Spielleidenschaft führte ihn auch regelmäßig mit meinen Klassenbrüdern Hachmann und Fuhlendorf zusammen.

Biernatzki bemühte sich auch, die Form der Schachfiguren zu verbessern und zu vereinfachen. Ich habe gern damit gespielt. Seine Figuren waren von gleicher Höhe, der Fuß war viereckig, und der Kopf deutete die Bewe-

gungsrichtung an. Nach meinem Gefühl hätte allerdings der Turm viereckig statt rund sein müssen. Vielleicht war das mit der Grund, weshalb die Schachvereine der allgemeinen Einführung widerstrebten; vielleicht auch wurde die Herstellung etwas teurer.

Biernatzkis Predigten waren kurz und erbaulich. Meistens schrieb er sie Sonntag früh nieder. Die Kernsätze wurden rot und schwarz unterstrichen. Das Konzept lag bei der Predigt vor ihm. Ab und an warf er einen Blick hinein. Mich störte es nicht; die Bauern sagten freilich: "Er liest ja ab." Inhaltlich waren die Predigten klar, anschaulich und gehaltvoll. Einige habe ich mir abgeschrieben.

In seinem wissenschaftlichen Arbeiten war er sachlich, zäh und gründlich. Als z.B. die Bibel-Babel-Frage aktuell war, kaufte er sich eine Reihe teurer Werke, lernte Aramäisch, was ihm bei seinen großen Sprachkenntnissen wohl nicht schwer wurde, und studierte die Sache gründlich. In vier Predigten und einem Vortrag auf unserer Lehrerkonferenz nahm er zu den Problemen Stellung.

Als er von Hamberge aus den Kampf gegen die trinkenden Verbindungen am Lübecker Gymnasium aufnahm, ruhte er nicht eher, als bis er sein Ziel restlos erreicht hatte.

Nicht soviel Erfolg hatte er im Streit mit dem Hamberger Gemeindevorsteher, einem notorischen Trinker. Biernatzki hatte ihm vor der Neuwahl den Rat gegeben, sich nicht wieder wählen zu lassen, weil er krank sei, und er, Biernatzki, werde gegen eine etwaige Wiederwahl Einspruch erheben. Trotzdem ließ sich der Gemeindevorsteher wieder wählen. Biernatzki erhob Einspruch gegen einen Mann, der ihn auf einer Postkarte öffentlich beleidigt,

der Feldsteine versetzt und die Flurkarte gefälscht habe; er könne und wolle jedenfalls nicht mit ihm zusammenarbeiten. Trotzdem wurde die Wahl bestätigt. Da ließ Biernatzki sich auf Grund zunehmender Schwerhörigkeit pensionieren und zog nach Hamburg, um ganz seinen wissenschaftlichen Arbeiten zu leben.

Biernatzkis Leistungen liegen auf kunstgeschichtlichem Gebiet. In Anerkennung seiner Verdienste wurde ihm von der Kieler Universität der Dr. ehrenhalber verliehen. Über den Wert seiner Arbeiten schrieb mir der Provinzialkonservator Haupt einmal, daß ihn keiner so ausdauernd und so zuverlässig mit Material beliefert habe. Im ganzen trat er wenig hervor; er sammelte Bausteine, mit denen andere ihren Doktor bauten, wozu er ihnen manchmal auch noch die Gelder lieh. Ein umfangreiches Material trug er zusammen über Maler, Bildhauer, Gold- und Silberschmiede, Töpfer, Zinn- und Rotgießer. Als Lichtwarck seine Schrift über Meister Bertram schrieb und der Meinung war, daß alles vorhandene Material benutzt sei, erschien Biernatzki bei ihm und legte ihm etwa das Dreifache an Stoff vor. Direktor Brinkmann bat ihn um Auskunft über die wenigen Hamburger Kunsttöpfer. In wenigen Wochen konnte Biernatzki ihm die Biographie von etwa zwanzig Hamburger Ofenmeistern vorlegen.

Lange Jahre galt ein Lüneburger Tischler als Schöpfer eines berühmten Altarbildes. Biernatzki bezweifelte die Echtheit der Urkunde, bis sie ihm vorgelegt wurde. Da stand in schönen gotischen Buchstaben zu lesen, daß der Meister X den Altar gemaket und nicht, wie bisher immer gelesen, gemalet. Es handelte sich also um den Tischlermeister, der den Altar aufgestellt hatte. Wenige Tage später

konnte Biernatzki den Lüneburgern mitteilen, daß Hinrich Fühf der Schöpfer des Bildes sei.

In Hamberge war Biernatzki auch Schulinspektor. Das Amt lag ihm gar nicht. Alles Schreibwerk ließ er deshalb von dem Organisten in Vertretung erledigen. Nur die Schulprüfungen hielt er pflichtgemäß ab. Dabei maß er sich kein Urteil über die Schularbeit an. Kollege Peemöller hatte einst Besuch von dem Seminardirektor Heilmann. Dabei gerieten sie über eine methodische Frage aneinander. Der Lehrer verfocht seinen Standpunkt sehr energisch, so daß Biernatzki hinterher meinte: "Aber, Herr Peemöller, warum wurden Sie denn so heftig gegen den Herrn? So waren Sie gegen mich doch nie." "Ja", erwiderte der Lehrer, "der Seminardirektor ist Fachmann, da muß ich meine Ansicht vertreten. Sie aber verstehen ja nichts von der Methode." "Da haben Sie recht, mein lieber Peemöller", war Biernatzkis Antwort, "und die Regierung sollte mir lieber heute als morgen das Amt des Schulinspektors abnehmen." Trotz mehrfachen Bittens erfüllte ihm die Behörde seinen Wunsch nicht, bis er sich schließlich weigerte, das Amt weiterzuführen.

Zum Schluß das Urteil eines Bargumer Gastwirts Hansen über Biernatzki. Ich fuhr von Jübek nach Husum. Im Abteil waren viele Reservisten, die sehr lebhaft auf die Pastore schimpften, bis einer sagte: "Aber einen Pastor kenne ich, er hat mich konfirmiert, einen besseren Menschen kenne ich nicht, das ist Pastor Biernatzki, früher in Bargum, jetzt in Hamberge."

Auf dem Kirchhof seiner lieben Bargumer hat Biernatzki seine letzte Ruhe gefunden.

2. Richard Haupt

Mit dem Provinzialkonservator Prof. Richard Haupt in Preetz wurde ich zuerst durch Biernatzki bekannt. Ich hatte den Plan, die Flurnamen der Elbgemeinden und des Kirchspiels Bornhöved zu sammeln. Da wies mich Biernatzki an Professor Haupt. Auf meine Anfrage schickte er mir sogleich gedruckte Anweisungen und die gewünschten Meßtischblätter. Nach Abschluß der Sammelarbeit sandte ich ihm mein Heft "Kulturgut in den Flurnamen der Elbdörfer". Er schrieb sehr anerkennend darüber, bemängelte aber, daß ich Nienstedtener Marktplatz geschrieben, wie das Volk allgemein spricht, man sage doch auch nicht Eckernförderer Hafen oder Bremener Zigarren.

Als ich 1921 in der "Heimat" darauf hinwies, daß die Depenau vermutlich früher Schwentine geheißen hätte, weil sie vom Suentafeld käme und von alten Leuten noch so genannt werde, da griff Haupt diese Ansicht als sehr berechtigt auf und vertrat sie mehrfach im Plöner Wochenblatt. Später konnte meine Meinung auch durch Urkunden und durch Forschungen der Biologischen Versuchsstation in Plön bestätigt werden.

1926 nahm ich an einem sechswöchigen Kursus in Kiel teil. Ich schrieb an Prof. Haupt, daß ich gern einmal die Preetzer Klosterkirche gesehen und den Wunsch hätte, mit einigen Freunden hinzukommen. Er antwortete sogleich, daß wir ihm zur angegebenen Zeit willkommen wären. Mündlich sagte er dann noch, daß er sonst um fünf Uhr hätte in Kiel sein wollen, aber meinetwegen dort geblieben wäre. Einer der Freunde glaubte

unterwegs noch Einkäufe erledigen zu können; er kam zu spät; Prof. Haupt hatte bereits mit seinem Vortrag begonnen. Er unterbrach sich und tadelte den Ankömmling: "Ich finde es nicht nett, daß Sie sich verspäten und mich in meinem Vortrag stören."

Meine später gedruckten Schriften fanden gleichfalls Haupts Anerkennung. Nur zu dem Wanderbuch bemerkte er: "Aber warum die undeutschen Drucktypen?"

Bei einem Gang durch die Segeberger Kalkberghöhlen, wo ich dem 85jährigen den Arm bot, meinte er: "Das Verdienst kann Ihnen niemand nehmen, daß Sie der Depenau wieder ihren richtigen Namen verschafft haben."

Als ich in Bornhöved vor Freunden der "Heimat" über den Verlauf der Sachsendgrenze sprach, war auch der neunzigjährige Haupt unter den Gästen.

3. Dr. Bonne

Bei der ersten Berührung mit Dr. Bonne war ich recht ärgerlich auf ihn. Ich hatte in meiner Klasse eine notorische Schulschwänzerin. Als sie wieder einmal wegen Kopfschmerzen fehlte, verlangte ich ein ärztliches Attest. Dr. Bonne stellte es ihr aus. Ich bin noch heute überzeugt, daß dem Kind nichts fehlte. Das Publikum aber wußte, daß Bonne gutmütig war und den Klagen leicht Glauben schenkte.

Nach zwei Jahren lernte ich ihn näher kennen. Biernatzki hatte mir Bonnes Buch "Im Kampf um die Ideale" geliehen und mich gebeten, seinem Mitkämpfer gegen den Alkohol einen Gruß zu bringen. Am einem Sonntagnachmittag suchte ich ihn auf. Ich fand freundliche Aufnahme, und bald sprachen wir über sein Buch. Dabei sagte ich u.a.: "Ich bin der Meinung, daß das Buch gewinnen wird, wenn einige Wiederholungen gestrichen werden." Das weckte sofort seinen Widerspruch. Er sprang auf, ergriff einen Stock in der Ecke und nahm Fechterstellung ein. "Ein Kämpfer muß nach allen Richtungen Schläge führen. Sehen Sie, so!" - und dabei focht er nach links und rechts - "Ich muß den Gegner immer wieder angreifen, damit er besiegt wird."

Bald danach mußte er meine kleine Tochter schneiden. Jedesmal, wenn der Verband erneuert war, führte er sie in seinen Garten, wo sie unter einem der Sträucher einen Apfel, ein Stück Schokolade, ein Osterei suchen durfte.

Nach der Revolution wurde ich beauftragt, in Flottbek einen Verein für freies Bildungswesen ins Leben zu rufen. Zur Gründungsversammlung hatte ich auch Dr. Bonne gebeten.

Seine Worte waren bezeichnend für den Mann. Er verglich unser Volk mit einem Kranken, dem man helfen müsse und helfen könne, indem man die kulturellen Bestrebungen fördere, gesunde Wohnungen schaffe, reines Trinkwasser schaffe und die Elbe nicht verjauchen lasse und indem man Alkohol und Nikotin den Kampf ansage.

Die Siedler in Osdorf fanden in Bonne einen uneigennütigen Helfer. Er kroch in die primitivsten Hütten und half mit Rat und Tat. Der N.S.V.-Leiter meinte zwar: "Sein gutes Herz läßt ihn weit mehr bewilligen, als wir leisten können und er verlangt Hilfe für jede kinderreiche Familie, auch wenn sie sozial minderwertig ist."

Einmal führte ich eine Gruppe Altonaer Lehrer durch die Osdorfer Siedlungen. Ich hielt ein einleitendes Referat. Als ich fertig war, bemerkte ich Dr. Bonne in der Gruppe. Ich begrüßte ihn, und er meinte: "Es gibt noch eine dritte Form der Siedlung, an denen der Onkel Doktor sehr stark beteiligt war, die Häuser vom Bauverein der Elbdörfer." Ich mußte ihm beipflichten und habe auch davon noch einiges erzählt.

Ein andermal hatte ich mich im Unterricht stark für Vogelschutz eingesetzt. Wenige Tage später wurde ich von Bonne eingeladen, ihn doch einmal zu besuchen, er möchte mir die Futterplätze und Nistgelegenheiten in seinem Garten zeigen. Meine Erkrankung hat mich daran freilich gehindert.

Den Kollegen Schmidt suchte er auf und traf ihn im Gespräch mit dem Diakon Brenningmeier. Das erste, was er nach der Begrüßung sagte, war: "Meine Herren, ich schlage vor, wir bringen zunächst ein Rauchopfer."

Damit nahm er den beiden die Zigarren aus der Hand und steckte sie in den Ofen.

Dr. Bonne war ein streitbarer Herr, der auch gern die Feder führte. Zu dem erwähnten "Kampf um die Ideale" erschienen noch zwei Fortsetzungen, in denen er selbst stark im Mittelpunkt der Handlung steht, ein Drama, Schriften gegen die Verjauchung der Elbe, "Verbrechen als Krankheit" und viele Zeitungsartikel.

Nach der Machtübernahme 1933 saß im Altonaer Rathaus ein junger Pressezensor, ich meine, er hieß Stein, der einen Artikel Bonnes stark zusammengestrichen hatte. Bonne schrieb ihm einen geharnischten Brief, daß er kein Baby mehr sei und sehr genau wisse, was angebracht sei und was nicht; er verlange den ungekürzten Abdruck des Artikels, andernfalls fordere er ihn; er könne wählen: Säbel oder Pistole. Der Zensor gab nach.

Daß er dem Führer begeistert zujubelte, zumal er nicht raucht und nicht trinkt, ist verständlich. Als der Führer vor einigen Jahren eine Rede mit belegter Stimme hielt, schrieb er ihm einen besorgten Brief und gab ihm auch ärztliche Ratschläge, für die ihm brieflich gedankt wurde. Bald darauf ließ sich Hitler von Sauerbruch am Kehlkopf operieren.

Auf mancherlei Gerüchte über Bonnes Familienleben, die teils Dichtung, teils Wahrheit waren, einzugehen, ist nicht meine Aufgabe.

4. Oskar Schwindrazheim

Gesehen habe ich ihn zuerst auf einer Versammlung in Neumünster, wo er in seiner temperamentvollen Art über künstlerisches Sehen in der Natur sprach.

Wenige Monate später trat ich ihm persönlich näher. Großflottbek beabsichtigte in der Inflationszeit die Ausgabe von Notgeldscheinen, und ich verhandelte mit Schwindrazheim, der sie zeichnen sollte. Er kam nach Flottbek, und ich wanderte mit ihm durch den Ort, um Motive zu suchen. Ich zeigte ihm die alten Weiden in der Schillerstraße, die Franzosenkate, Staudingers Winterschule, das Hünengrab u.a.m.; ich erzählte von alten Zeiten, von Krieg und Kriegsgeschrei, von Staudinger und Klopstock, von Wullbieter und der "Putteer". Er skizzierte und plauderte dabei unermüdlich. Gleichzeitig begannen wir, plattdeutsche Verse zu den einzelnen Scheinen auszudenken, z.B. zu den alten Weiden: "As wi noch lütt, weer Angst un Noot; nu sünd wi olt und Flottbek groot." Oder zu Staudingers landwirtschaftlicher Schule: "Klookheit hett ok vör Buurn Wert, un grote Lüüd hebbt hier studeert." Wer eigentlich die Sprüche prägte, vermag ich heute nicht mehr zu sagen. Zum Andenken an diese Tage schenkte mir Schwindrazheim ein Pastell der Großflottbeker Kirche.

Einige Jahre später bat ich ihn, in unserer Lehrerkonferenz zu Hochkamp einen Vortrag zu halten und anschließend praktische Anleitung zum Sehen und Skizzieren zu geben. Er sagte gern zu und sprach wie immer mit sprudelnder Lebhaftigkeit. Dann wanderten wir von Hochkamp nach Blankenese. Welche Fülle von



Motiven zeigte er! Kurz vor Blankenese sang in der Ferne eine Nachtigall. "O, eine Nachtigall! Schade, daß sie so weit weg ist!" meinte der Zeichner. "Die können Sie bald in der Nähe haben", bemerkte der Vogelkenner Eschenburg aus Holm. "Bleiben Sie nur eine Weile hier stehen; die Nachtigall ist der neugierigste Vogel, den ich kenne." In der Tat, nach etwa fünf Minuten sang sie in fünfzig Meter Entfernung von uns.

Bei einer Wanderung durch die Haseldorfer Marsch meinte er: "Da neben der Weide fehlt noch ein Rindvieh; ach, stellen Sie sich doch mal hin!"

Einmal habe ich Schwindrazheim in seinen Verein Bubenburg-Altershausen begleitet. Er wünschte damit eine Brücke zu bauen zwischen alt und jung. Durch den Kollegen Lubitz habe ich manches über die Wanderungen und Feiern dieses Vereins gehört. Ja, wenn alle Alten so jung blieben wie der weißhaarige Professor Schwindrazheim!

Die Arbeit für die Wanderbücher "Vor den Toren der Großstadt" brachte mich wiederholt mit Schwindrazheim zusammen. Mit dem 1. Band wurde ja sein "Feenland Immerhin" in den Mittelpunkt gerückt. Als Andenken schenkte er mir ein Bild des Möllerschen Hauses in Hetlingen.

Noch eine dritte Pastellzeichnung besitze ich von ihm: "In der Dusterntwiete zu Osdorf", die er mir für eine heimatkundliche Führung durch Osdorf schenkte. Möchte ihm seine jugendliche Elastizität noch lange erhalten bleiben!

5. Karl Fellner

Der klarste Denker und begabteste Redner, der mir begegnet ist, war der Lizentiat Karl Fellner. Auch Professor Mulert, dessen Schüler er war, sagte am Grabe, daß ihm in 25 Jahren kein Student von so eminenter Begabung begegnet sei. Fellner war Försterssohn aus dem Bambergischen, früh verwaist, in einem katholischen Institut erzogen, wo sein überragender Geist bald auffiel. Außerordentlich belesen, schrieb er als Quartaner den Sekundanern und Primanern die Aufsätze; als Primaner konnte er den Faust auswendig. Mit 17 Jahren dirigierte er vor dem Bischof von Bamberg eine von ihm selbst komponierte Oper. Der Krieg brachte den Kriegsfreiwilligen an die Ostfront, wo er in russische Gefangenschaft geriet. Dort schloß er Freundschaft mit meinem Freunde Julius Kröger. In Rußland lernte er auch seine spätere Frau, die musikalische Tochter eines evangelischen Pfarrers in Jekatarinenburg, kennen. Sein Vertrauen zu ihr war so groß, daß er, obwohl er jahrelang ohne Nachricht von ihr blieb und sogar Gerüchte von einer anderweitigen Verlobung wissen wollten, nur sagte: "Ich glaube an Hanna." Sein Glaube wurde nicht enttäuscht. Nach der Kriegsgefangenschaft trat Fellner zum Protestantismus über, um Pfarrer zu werden. Die finanzielle Hilfe seiner katholischen Verwandten hörte auf. Da lud ihn sein Freund Kröger nach Tonndorf ein, um in den Ferien bei ihm zu wohnen und sich durch Vorträge das Geld zum Studium zu verdienen. Ich vermittelte diese Vorträge in Großflottbek. Die vielen Vorträge über die verschiedensten Themen waren Musterleistungen. Er stellte hohe

Anforderungen an sich und die Hörer. Er sprach 1 3/4 Stunden, vollkommen frei, dabei formvollendet, auch die schwierigsten philosophischen Stoffe meisternd. Scharf beobachtete er seine Hörer. "Wenn ich merke, daß z.B. Fr. B. den Kopf dreht und die Augen zur Decke schickt, dann weiß ich: dieser Gedanke muß noch einmal in anderer Form beleuchtet werden."

Ein besonderer Genuß waren seine Predigten. "Ich steige wie auf einer Treppe von Stufe zu Stufe von einem Gedanken zum andern aufwärts." Die Formulierung machte ihm keine Mühe, so souverän beherrschte er die Sprache. Manche seiner Hamburger Hörer fuhren nach Rahlstedt, Bargteheide oder Oldesloe, um seine Predigten zu hören. Die Kirchenbehörde schickte ihn als Vikar zuerst nach Marne. Vielleicht glaubte man, daß die religiöse Gleichgültigkeit der Ditmarscher ihm das Amt verleiden würde. Aber schon nach vier Wochen verlangten 400 Manner durch Unterschrift ihn als Prediger. Schließlich kamen die Bauern stundenweit in seinen Gottesdienst. Hier erntete er auch das höchste denkbare Lob für eine Leichenpredigt. Eine Bauernfrau meinte, da bekäme man ja Lust abzuschneiden, damit der Mann einem die Leichenrede hielte.

Und diesen Mann wollte die Landeskirche anfangs nicht haben. Man witterte in ihm einen liberalen Ketzer. Der Bischof Petersen hatte ihn kommen lassen. Es entwickelte sich folgendes Gespräch: "Wie stehen Sie zur Confessio augustana?" "Im Kern nehme ich sie an." "Was heißt im Kern? Und wie denken Sie über die Abendmahlslehre?" "Da stehe ich der kalvinistischen Auffassung näher als der lutherischen." "Danke, Sie können gehen."

Acht Tage später hatte er den Bescheid, daß er zum Besuch des Predigerseminars nicht zugelassen sei. Das war einer der trübsten Tage in Fellners Leben. Aber dann raffte er sich auf, hielt weiter Vorträge und machte erst den Lizentiaten mit dem magna cum laude. Die Thüringische Landeskirche bot ihm eine Stelle an. Dem energischen Protest von Rektor Festing, Frl. Kisbye und Frau Loida gelang es, ihn der Landeskirche Schleswig-Holstein zu erhalten.

Noch höher als den Redner und Prediger stelle ich den Menschen Fellner. Was für herrliche Stunden habe ich bei Kröger oder nach den Vorträgen mit ihm verlebt. Wie kindlich konnte er sich freuen, wie herzlich lachen und wiederum auch mit Ernst gestellte Fragen beantworten. "Ich verlange von jedem Geistlichen, daß er jedem Zweifelnden auf seine Fragen befriedigende Antwort gibt; leider sind viele Kollegen zu dumm oder zu faul dazu", meinte er. Meine Tochter und zwei Freundinnen haben ihn in meiner Wohnung fast zwei Stunden lang mit solchen Fragen bombardiert. Hinterher meinte er: "Es ist doch eine Lust, Protestant zu sein. Solche Fragen wären von katholischen Mädchen in dem Alter einfach undenkbar."

Allzufrüh ist Fellner von uns gegangen. Eine Lungenembolie setzte seinem Streben ein Ziel. Männer seines Schlages fehlen in dieser Zeit. Vielleicht wäre die Kirche nicht in die furchtbare Krisis hineingekommen, in der sie steckt, wenn ein Reformator von Fellnerschem Format in seinem Sinne neue Wege gewiesen hätte.

6. Alfred Rust

Alfred Rust war seines Zeichens Ingenieur; aus Liebhaberei wurde er zum Altertumsforscher. Er fand als erster die Spuren der Steinzeitmenschen bei Hamburg und leitete die erfolgreichen Grabungen bei Ahrensburg. "Solange wir solche Naturburschen wie diesen Rust haben", sagte Schwantes einmal in einem Vortrage, "gebe ich die Hoffnung nicht auf, daß er auch noch den Schädel eines Steinzeitmenschen findet." Rust war sein Schüler gewesen. In der Zeit der Arbeitslosigkeit war er dem "Steinklub" beigetreten, um eine sichere Kenntnis der Werkzeuge des Steinzeitmenschen zu gewinnen.

Sein Interesse war schon im Weltkrieg, und zwar in einem syrischen Schützengraben geweckt worden, wo man einen steinzeitlichen Werkplatz gefunden hatte. Der Hauptmann, ein Wiener Professor, hatte seine Meinung darüber gesagt, die in Rust Zweifel geweckt hatten. Um 1925 erklärte er Professor Schwantes: "Ich will hin nach Syrien und das Rätsel lösen." "Haben Sie Geld?" war dessen erstaunte Frage. "Nein", lautete die Antwort, "aber ein Fahrrad." Und auf seinem Fahrrad fuhr er durch Deutschland, Österreich, den Balkan, Kleinasien nach Syrien, fand allerdings seinen Schützengraben nicht wieder, dafür aber einen anderen steinzeitlichen Werkplatz. Mit den helfenden Arabern entwickelte er eine besondere Taktik, um nicht allzusehr bestohlen zu werden. Fand er einen besonders wertvollen Stein, so steckte er ihn gleich in die Tasche: "Den muß ich erst mal prüfen, ob er zu gebrauchen ist." Umgekehrt sagte er bei

manchem wertlosen Fund: "Den hebt mir sorgfältig auf!" Dann war er totsicher am Abend verschwunden. Von Syrien begab er sich nach Jerusalem zum deutschen Konsul, der ihn unterstützte, aber doch nach Berlin die Bitte richtete, man möchte ihn vorher benachrichtigen, wenn wieder eine wissenschaftliche Expedition abgeschickt würde. Über Italien und Frankreich, wo er in der Dordogne, dem klassischen Land der Steinzeitfunde, längeren Aufenthalt nahm, kehrte er nach Deutschland zurück. In Bremen fand er in Roselius den Mäzen, dem er eine Steinzeitsammlung einrichtete und der ihn finanziell stützte.

Die Reise nach Syrien hat Rust noch ein zweites Mal gemacht, diesmal aber auf dem Motorrad. Sonst war das Fahrrad sein liebstes Vehikel. Barfuß, barhaupt, mit Kniehosen, meist ohne Rock war er in der Tat ein Naturbursche. Als ich ihn fragte, ob er bald zu heiraten gedächte, meinte er: "Ja, wenn Roselius zuschießt, mag es gehen, sonst nicht."

Bei Meiendorf fand er zuerst Steinabschläge, die er als altsteinzeitlich erkannte, worin ihm der inzwischen nach Kiel versetzte Professor Schwantes beipflichtete. Die übrige Gelehrtenwelt hielt es für unmöglich. Aber bald sollte Rust den klaren Beweis erbringen.

Als er auf den Anhöhen bei Ahrensburg neben einem Eiszeital einige Klingen und Schaber fand, sagte er sich: "Das Tal vor mir war zur Zeit der Eiszeitmenschen ein See. Da werden die Leute sicher ihre Abfälle ins Wasser geworfen haben. Wenn man den Faulschlamm hier untersuchte, müßte man eigentlich etwas davon finden." Er wandte sich an das Arbeitsdienstlager in der Nähe und bat um

einige Helfer, die ihm auch gegeben wurden. Nun begann das Pumpen und Graben, das bald eine Fülle von Rengeweischaufeln und andere altsteinzeitliche Funde zutage förderte. Nun war das Eis gebrochen, und Rust fand finanzielle Hilfe. Der Landrat suchte ihn auf; aber Rust gab sich nicht zu erkennen; er setzte sich die Mütze eines Arbeitskameraden auf und hatte auf die Fragen des Landrats nur die Antwort: "Herr Rust ist nicht zu sprechen, hat auch wenig Zeit und wird sich, soviel ich ihn kenne, auf nichts einlassen."

In erster Linie fühlte er sich dem Kieler Altertummuseum verpflichtet, das ihn dank Schwantes sehr tatkräftig unterstützt hatte. Im Hamburger Museum Rotenbaumchaussee ordnete und reinigte er sein Material. Als ich ihn hier fragte, ob die Sachen in Hamburg bleiben würden, antwortete er: "Nein, diese Knauser kriegen nichts." Ganz so schlimm meinte er es natürlich nicht. - Wer Näheres über die Grabung bei Ahrensburg und ihre Ergebnisse wissen möchte, der lese die fesselnden Bücher von Alfred Rust.

7. Rudolf Kinau

Kinau war gebeten, in Großflottbek aus seinen Werken vorzulesen. Ich holte ihn vom Bahnhof ab. Es war ungemütliches Wetter; trotzdem erschien er ohne Hut und Schirm. Auf eine Bemerkung meinerseits meinte er: "Dat bin ik geweunt."

Am Türeingang des Berthalyzeums, wo Kinau lesen sollte, hing noch das Plakat, das zum Kommen einlud. Leider hatte der Setzer statt Kinau Kienau gedruckt. Rudolf Kinau erhob drohend den Finger: "Dat de Lüüd doch ni leern künnt, wie min Nam schreeben wart." Ich bat um Entschuldigung, es hätte leider die Zeit gefehlt, um die Plakate noch einmal zu drucken.

Das Haus war brechend voll und der Dichter in guter Stimmung. Auf meine Frage, ob er eine Pause einzulegen wünsche, meinte er: "Wi sünd doch in de Schaul; dor gift dat jümmer een Paus'." Kinaus Vortrag erntete natürlich starken Beifall.

Einige Jahre später besuchte ich mit meiner Schulklasse Finkenwerder. Ich zeigte den Kindern Gorch Focks und Rudl Kinaus Elternhaus und Kinaus neues Heim gegenüber. Einem Jungen fiel auf, daß einige Fenster bis auf die Erde reichten. "Ja", sagte ich, "Kinau muß Licht und freien Blick auf die See haben." In dem Augenblick kam er aus seiner Wohnung heraus. Ich begrüßte ihn und stellte ihn der Klasse vor. "Morgen lese ich euch wieder einige Geschichten vor so wie gestern. Aber Herr Kinau kann besser vorlesen." Schmunzelnd ging er weiter.

10. Vadder Bahnsen

Er war ein gutmütiger, alter, kümmerlicher Stadtmusikant und unser Geigenlehrer in Barmstedt. Mitleid mit seiner pekuniären Lage beließ ihn wohl in seinem Amte, für das er nach Alter und Persönlichkeit keineswegs mehr geeignet war. Man nahm ihn als harmlos und trieb harmlose Possen mit ihm. Die obligatorischen Lieder und Choräle mußten wir ihm einzeln vorspielen, natürlich ohne Noten. Vadder Bahnsen saß mit dem Rücken gegen den warmen Ofen und ließ die Zöglinge einzeln vortreten. Diese hatten vorher auf der Ofenbekrönung das Liederbuch platziert, so daß die Unsicheren das Lied bequem abspielen konnten. Bahnsen hörte gedankenverloren zu, spielte oft die zweite Stimme mit. Nur bei gar zu unreinem Spiel rief er: "Runter mit das hohe C!"

Die meisten Präparanden standen wartend oder Allotria treibend herum oder traten an die Fenster und suchten die gegenüber wohnenden Kaufmannstöchter hinter den Gardinen zu erspähen. Das war Vadder Bahnsen aber auch nicht recht und er schalt: "Engels, gehn Sie weg von das Fenster! Sie sollen nicht immer nach die Stahlbocks gucken, nach die Töchter!"

Das hohe Alter des braven Stadtmusikanten mag der Grund gewesen sein, daß die Jugend ihm keine boshaften Streiche spielte, wozu sie sonst doch so leicht geneigt ist.

11. Nikolaus von Hofe

Die Seminaristen nannten ihn den Griesen. Die greise Joppe, die er immer trug, soll ihm den Namen gegeben haben. Zu meiner Zeit hätten auch das weiße Haar und der graue Vollbart als Anlaß gedient haben können. Vielleicht auch vermuteten die Täufer in ihm einen "Griesen", d.h. einen Schlaunen, vor dem man sich hüten müsse, daß er einem kein Bein stelle. Unsere Klasse hat er im ersten Vierteljahr so hochgenommen, daß wir die Stunden bis Weihnachten gezählt haben, die er zu unterrichten hatte. Nach dem Fest meinte er dann: "So, nun habe ich die jungen Burschen genug gequält, jetzt wird's wohl auch im Guten gehen." Jedenfalls hatte er verstanden, sich in Respekt zu setzen.

Von Hofe unterrichtete in Geschichte und Deutsch. Seine Geschichtsvorträge waren zum Teil Meistervorträge. Meistens waren sie humordurchsetzt. Sein von früheren Jahrgängen gepriesener Deutschunterricht hat uns nicht soviel gegeben. Man munkelte, das neu eingeführte Grammatikbuch, der "Blatz", gefiele ihm nicht. Lyrische Gedichte standen nicht sehr hoch bei ihm im Kurs. "Die Dinger sollen ja ganz schön sein", bemerkte er einmal, "aber ich kann das nicht nachfühlen." Er war eben eine sehr prosaische Natur. Balladen sagten ihm mehr zu.

Er war der geschworene Feind aller Phrasen. Bei einem gestelzten oder schiefen Ausdruck im Aufsatz stand todsicher "Phrase" oder "Quatsch!" am Rande. Auch im Vortrag duldete er keine Phrasen. Wenn jemand z.B. von einem "merkwürdigen" Ereignis redete, so

fiel er ihm ins Wort: "Die Geschichte ist vielleicht eigenartig, komisch oder schnurrig, aber durchaus nicht merkwürdig; denn in die Annalen der Geschichte wird sie noch lange nicht eingetragen."

Und ausgerechnet ihm ist es einmal passiert, daß ein junger Debattenredner zu einem von ihm gehaltenen Vortrag über den Deutschunterricht in der Volksschule bemerkte, der Referent habe mit einigen Phrasen eine unverdiente Lanze für die plattdeutsche Sprache gebrochen. Sogleich erwiderte ihm von Hofe: "Der jüngste Seminarist weiß, daß ich meine Ehre suche in der Bekämpfung der Phrasen. Ich könnte meinen Vortrag wörtlich wiederholen und ich glaube, daß niemand eine Phrase entdecken wird. Wohl aber hat der Vorredner sich eine Reihe auffälliger Phrasen zuschulden kommen lassen." Und dann begann er, ein halbes Dutzend Sätze zu zerpflücken und als waschechte Phrasen zu kennzeichnen. Unter dem Gelächter der Anwesenden verließ der junge Redner das Lokal.

Nikolaus von Hofe war ein guter Menschenkenner. Wenn er die neue Klasse zum ersten Mal vor sich hatte, ließ er sich die Namen sagen und fixierte jeden einzeln. Der erste Eindruck war für ihn bestimmend. Gewann er einen ungünstigen Eindruck, so mußte der Betroffene sich jedenfalls schwer anstrengen, um diesen Eindruck zu verwischen. Von seinem Gedächtnis wurden Wunderdinge erzählt. Die Iliade sollte er z.B. wörtlich auswendig können. Ein Buch gebrauchte er nie im Unterricht.

Das Äußere wurde von ihm gröblich vernachlässigt. An einem Sonnabendnachmittag ging er in Richtung Kükels übers Feld. Bei den alten

Hünengräbern erschien plötzlich ein Gendarm und verhaftete ihn. Einen Ausweis hatte er nicht bei sich. Seiner Behauptung, er sei der Seminarlehrer von Hofe, schenkte der Beamte wegen seiner schäbigen Kleidung keinen Glauben. Im Dorf war gestohlen worden und er also des Diebstahls verdächtig. So begleitete er den Diener des Gesetzes bis ans Dorf, wo ein Bauer ihn legitimieren konnte, worauf er freigelassen wurde.

Seinen grob bäuerlichen Manieren hatte er es auch zu verdanken, daß er nicht zum Oberlehrer befördert wurde. Die Fama erzählt darüber: Jahrelang hatte von Hofe die alte greise Joppe getragen, bis eines Tages eine neue graue Joppe an ihre Stelle trat. Einige Monate darauf kam eine Kommission aus Berlin, die es auf seine Beförderung abgesehen hatte. Zu diesem Besuch hatte von Hofe die alte schmierige Joppe wieder hervorgesucht. Umständlich schneuzte er sein klassisches Riechorgan mit dem rotgeblühten Taschentuch, lehnte sich an die Fensterbank und hielt, ab und an mit den Beinen in der Luft pendelnd, seinen Vortrag, der natürlich gut war, aber mit dem "Oberlehrer" war es Essig.

Den Gedanken, Lehrer zu werden, hatte von Hofe erst spät gefaßt. Er war vorher Knecht bei einem Ditmarscher Bauern. Eines Tages schreibt er an seinen älteren Bruder, der bereits Lehrer war, er wolle auch Lehrer werden. Prompt erwiderte ihm der: "Du kannst kein Lehrer werden, denn auf den vier Seiten Deines Briefes zähle ich sechzehn Fehler." Nach vier Wochen schrieb er abermals, diesmal aber einen langen Brief und vollständig fehlerfrei. Da ändert der Bruder seinen Sinn, nahm ihn einige Monate zu sich und gab ihm

Privatunterricht. Dann bestand er die Aufnahmeprüfung zum Seminar, das er mit dem 1. Charakter verließ.

So wenig von Hofe auf sich und sein Äußeres gab, so peinlich achtete er auf die Seminaristen. "Die jungen Burschen sollen eitel sein", sagte er, "bei mir altem Knaben hat es ja keinen Sinn mehr." Wie oft hat er unseren Klassenkameraden Schmidt angefahren: "Wieder mal mit der fünfzinkigen Gabel gekämmt?" oder "Wieder mal den natürlichen Kamm benutzt?" Leider hatte er wenig Erfolg mit ihm, bis er schließlich meinte: "So, nun haben Sie sich das Recht ertrotzt, daß Sie ungekämmt in die Klasse kommen dürfen." Derselbe Schmidt war sonst gut bei ihm angeschrieben; er war sein "Geschichtslöwe". Einmal hatte er über die Kleinstaaterei gesprochen und gezeigt, daß im neuen Reich doch manches besser geworden sei. "Nicht wahr, Schmidt?" fragte er anschließend, worauf der erwiderte: "O, ich fühle mich in meinem Hamburger Staat ganz wohl." Prompt bemerkte von Hofe: "Nun, großstädtisch und großschnäuzig kommt ja vielfach zusammen", womit er die Lacher auf seiner Seite hatte.

12. Pastor Claudius

Der Lehrer a.D. Jochim Ramcke in Nienstedten war in den 80er Jahren des vorigen Jahrhunderts Lehrer und Organist zu Tolck in Angeln. Von ihm stammen die folgenden Anekdoten über Pastor Claudius.

Pastor Claudius war ein Enkel des Wandsbeker Boten. Er war ein Original, beliebt in seiner Gemeinde, aber auch gefürchtet. Er war Prediger in Tolck, hatte aber die kleinen Nachbargemeinden mit zu betreuen. Weil er ein Frühaufsteher war, so begann der Gottesdienst in der ersten Gemeinde bereits um acht Uhr. Damit er um zehn Uhr im Nachbarort sein konnte, waren die Gesänge und die Predigt nur kurz. Dabei konnte es wohl passieren, daß jemand zu spät kam. Dafür hatte Claudius nun ein famoses Erziehungsmittel. Er machte eine Pause in seiner Predigt und wartete solange, bis der Hörer seinen Platz eingenommen hatte. Die Augen der Gemeinde richteten sich natürlich dann auf den zu spät Gekommenen. Eines Tages merkt ein Bauer mit Schrecken, daß der Pastor bereits auf der Kanzel steht. Hastig will er sich in die nächste Bank drücken. Aber Claudius hat ihn bereits erkannt, macht die übliche Pause und ruft ihm zu: "Johann Meier, die Tür deines Herzens sollst du auf tun, aber die Tür der Kirche darfst du vorher schließen."

Auf dem Gutshofe war ein Meiereimädchen, das mit einem Arbeiter in polnischer Ehe lebte. Sie hatten bereits zwei Kinder, als sie sich entschlossen, das Aufgebot zu bestellen. Pastor Claudius sprach das übliche Kirchengebet: "Es sind Personen vorhanden, die in den

Stand der Ehe (heiligen wurde fortgelassen) eintreten wollen, nämlich der Arbeiter X und das Meiereimädchen (nicht Jungfrau) Y. Sie empfehlen sich der Gemeinde zur Fürbitte." Pause. "Gott sei den Sündern gnädig!"

Ein wenig in Verlegenheit brachte ihn ein alter Bauer, der Urgroßvater eines Täuflings, bei dem er Gevatter stand und dem die Eltern einen anderen Namen gegeben hatten, als er glaubte. Denn als der Pastor den Knaben taufte, erhob er lebhaft Protest: "Ne, ne, Herr Pastor, de Jung schall Clas heeten!" Nur mit Mühe konnte Clas-Ohm beruhigt werden.

so war der allgemeine Nationalsozialist.
 4 1/2 Jahre stand er im Feld, und am Ende
 eines Ueberlebens konnte er für ihn nicht
 genug Ferkel für seine Bäume werden
 zu Bayern der Könige des Reiches und die
 Leinwand eines Hofes und verpflichtete sie,

sozial das f Rugg kann	Heft III	Histen, äffel modern über
---------------------------------	----------	------------------------------------

was er zuerzogen selbst die Lösung

In der Revolutionszeit dauerte drei Monate
 dieser Kommissar in seine Absicht ein.
 Der Reichsführer hielt mit dem Revol,
 was. In die fette er ihn den rathen.
 "Nun aber was!" hieß es "was sich jetzt
 auf eine Minute auf meinem Gesicht
 gefällt, das soll der Reichsführer!"

13. Adolf Vesper

Vor vierzig Jahren war er der Inhaber einer gutgehenden Gastwirtschaft bei Bargteheide. Es wurde damals erzählt, daß niemand, der die Chaussee Bargteheide - Oldesloe passiere, an seiner Wirtschaft vorbeikomme ohne einzukehren. Jedenfalls waren der Wirt und sein Lokal derzeit in der ganzen Gegend bekannt. Als Kuriosum konnte Vesper eine Postkarte aus Amerika vorzeigen mit der Aufschrift: An den Gastwirt Adolf Vesper bei Hamburg. Die findige Post hatte sie richtig bestellt.

Von meinem aus Bargteheide gebürtigen Freund hatte ich schon einiges über Vesper gehört, als ich 1904 bei ihm einkehrte. Sehr höflich fragte er nach meinem Begehr. Ich bestellte ein Glas Bier und einen Vorreiter. "Ja, was nehmen Sie? Ich habe Boxerschnaps, Walderseekümmel, Bülowlikör, Capribittern empfehle ich weniger; aber der Bismarckkorn ist gut." Seine Schnäpse hatten zeitgemäße Namen. Während ich mein Glas Bier trank, erschien ein Bettler und bat um eine milde Gabe. "Sehr gern!" sagte Vesper, schenkte einen Schnaps ein, stellte ihn auf ein Tablett, legte 5 Pfennig dazu und brachte beides dem Bettler mit einem freundlichen: "Bitte sehr!" Als der sich mit einem Danke schön! entfernte, sprach er wie zu den Gästen beim Gehen: "Beehren Sie mich wieder!" Der Bettler, der ihn anscheinend noch nicht kannte, machte ein ziemlich verdutztes Gesicht.

Eines Tages hatte Vesper im Oldesloer Landboten angezeigt: Heute abend großes Konzert im Freien! Mein Freund stellte sich

nach dem Abendessen ein und nahm gleich andern Gästen im Garten Platz. Der Wirt erscheint. "Vesper, wo bleibt die Musik?" "Augenblick!" lautet die Antwort. Nach zehn Minuten läßt sich das erste "Quark!" aus dem nahen Teich hören, und bald ist das schönste Froschkonzert im Gange. Solche Scherze nahm ihm niemand übel, ja, viele Gäste erwarteten sie.

Der erwähnte Freund trat eines Vormittags in seine Wirtschaft ein: "Adolf, schenk uns mal zwei Schnitt Bier ein!" Er verweilte bis zum Mittag, wurde zum Essen eingeladen und blieb auch noch den halben Nachmittag. Dann fragte er nach der Schuldigkeit. "Zwanzig Pfennig", war die Antwort. "Aber ich habe doch mindestens für zwei Mark verzehrt." "Aber nicht bestellt! Bestellt hast Du nur die zwei Schnitt beim Eintritt."

Die Söhne des Pastors im benachbarten Süllfeld gehörten auch zu den Leuten, die am Hause Vespers nicht vorbeifinden konnten und die Mutter ruhig eine Stunde warten ließen. Wieder ist Semesterschluß. Mit dem Mittagszug erwartet Vesper die beiden Studenten. Kurz vor Ankunft des Zuges fährt Frau Pastor vorbei. "Haha", denkt Vesper, "die will ihre Jungen selber abholen, daß sie nicht bei mir einkehren." Schon trifft er seine Vorbereitungen. Die Küche wird alarmiert, Blumen geschnitten, die Fahne hochgezogen. Als das Gefährt anrollt, tritt Vesper auf die Straße. Mit erhobenen Armen bringt er es zum Halten. Schon hat er den Verschlag geöffnet und bittet Frau Pastor mit ihren Söhnen hinein. Sogleich wird die Hühnersuppe hereingetragen und auch eine Flasche Wein geöffnet. In lebhafter Unterhal-

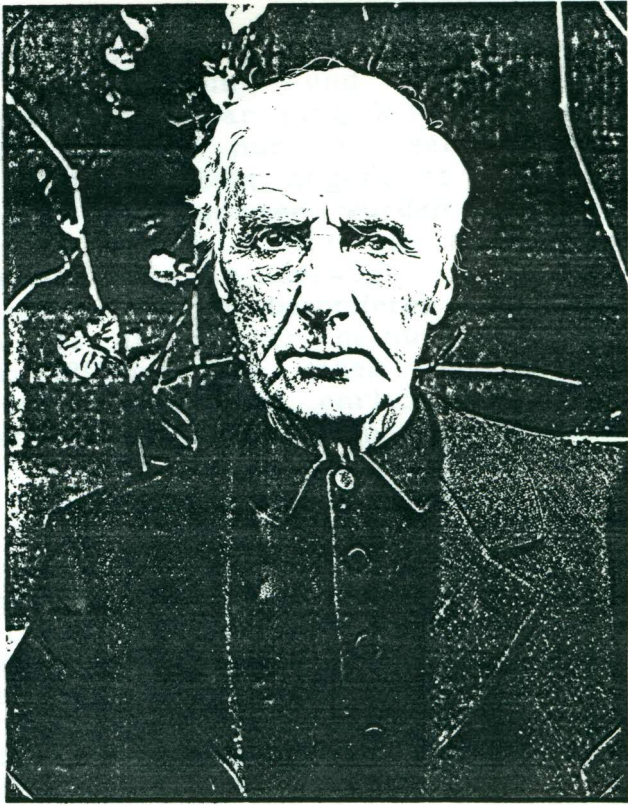
tung verrinnen die Stunden, und selbst Frau Pastor denkt nicht ans Aufbrechen. Jedenfalls trifft sie einige Stunden später in Sülldorf ein, als wenn sie ihre Söhne nicht abgeholt hätte. In Zukunft hat sie auf das Abholen verzichtet.

14. Jochen Lüdemann

Er war Bauer und dreißig Jahre lang der Gemeindevorsteher Großflottbeks, das unter ihm und durch seinen Einfluß den rapiden Aufschwung nahm. Die vorausschauende Finanzwirtschaft der Gemeinde, die rechtzeitige Anlage des Elektrizitätswerks, der Kanalisation, der Bau des Berthalyzeums mit Knabenvorschule hoben den Zuzug vermögender Einwohner. Lüdemann mit seinem klaren Bauernverstand und Weitblick hat diese Entwicklung maßgeblich gefördert. Ein Redner war er nicht - dafür standen ihm Freunde zur Seite - eine kurze Bemerkung, ein fachlicher Hinweis genügte ihm. Wer ihn des Weges kommen sah, breit, wuchtig, gemächlich, die rechte Schulter etwas gehoben, den Kopf leicht geneigt, der sah in ihm nur den Bauern. Das war er auch und sogar ein tüchtiger. Die klugen Augen unter der breiten Stirn leuchteten; kein seltener Vogel, der vorüberstrich, entging ihm. Er war auch ein leidenschaftlicher Jäger.

Wer nur flüchtig hinsah, mochte das Gesicht für mürrisch halten. Dabei war er eine weiche und hilfsbereite Natur, sehr aufmerksam und voll Gemüt. Wie gern half er, wenn in der Unterstützungskommission die Not einzelner Personen oder Familien zur Sprache kam. Die meisten kannte er ja persönlich.

Ein Beispiel seines Taktes und Feingefühls: Eine Lehrerin im Berthalyzeum hatte von einer Mutter einen häßlichen Brief bekommen. Sie zeigte ihn der Vorsteherin. Diese, die der Lehrerin anscheinend nicht wohl wollte, schickte ihn an Lüdemann als Vorsitzenden des Kuratoriums. Am nächsten Tage erbat die Lehrerin den Brief zurück. "Den habe ich Herrn Lüdemann gegeben", bekam sie zur Antwort. Es war der Lehrerin natürlich peinlich, sich den Brief von dort abzuholen. Aber Lüdemann begann sofort: "Fräulein Reh, Sie sind ja eine große Blumenfreundin; darf ich Ihnen meine Rosen zeigen?" Dabei schnitt er einen hübschen Rosenstrauß ab, den er ihr schenkte, und sagte: "Daran sollen Sie sich freuen, und den dummen Brief stecken Sie ins Feuer!"



15. Vogt Langeloh

Achtundvierzig Jahre lang hat Hinrich Langeloh die Geschicke Osdorfs geleitet, geliebt von alt und jung. Mit weitschauendem Blick erkannte er die Bedürfnisse der Zeit, dem Bauerntum verhaftet und dem neu Anstürmenden die rechten Wege weisend. Hochkamp brachte Geld für die Gemeindekasse; diese

Villenanlage fand starke Förderung. Obgleich selber kein Bauer mehr, schmerzte ihn doch jede Verkleinerung und Zerstückelung der Bauernhöfe. Er war jung Witwer geworden und strebte seitdem nur für sein Osdorf. Alte Kultur durfte nicht angetastet werden; plattdeutsche Straßennamen wurden nicht verhochdeutsch. Als ich 1913 die alten Flurnamen sammelte und ihn deswegen aufsuchte, fand ich gerade bei ihm besonderes Verständnis.

In der äußeren Erscheinung glich er mehr einem Pfarrer als einem Bauern. Er war aufrecht, grad und ehrlich und redete am liebsten plattdeutsch. Propst Paulsen konnte er nicht leiden, weil er auf krummen Wegen sein Ziel zu erreichen versucht hatte. "Der näht mit Hinterstichen", sagte er einmal. Auch den geistig unbedeutenden Hauptlehrer, der ein Freund von Bier und Skat war, schätzte er nicht sehr. Er fürchtete auch seinen verderblichen Einfluß auf jüngere Lehrkräfte. Er arbeitete fleißig und treu, kannte jeden, linderte gern überall die Not. Im Weltkrieg häufte sich die Arbeit, zumal er auch Standesbeamter war und die Posthilfsstelle zu leiten hatte. Aber immer war er freundlich, nie mürrisch gegen das Publikum.

16. Gustav Dahm

Mit 26 Jahren war er Gemeinde-, mit 30 auch Amtsvorsteher. Als er Bauer wurde, galt die Gemeinde Tarbek als rückständig. Daß sie heute mit an erster Stelle marschiert, ist sein Verdienst. Es kostete Mühe, aber es gelang ihm, die Überlandzentrale zu veranlassen, auch Tarbek an das Lichtnetz anzuschließen. Das hochgelegene Dorf hatte im Sommer sehr unter Wassermangel zu leiden. Er plante die Versorgung durch einen Windmotor. Manche scheuten die Kosten. Er aber wußte die Notwendigkeit so deutlich zu machen, daß keiner der Bauern sich ausschloß. Daß Tarbek eine Haltestelle an der Kiel-Segeberger Kleinbahn erhielt, war ursprünglich nicht vorgesehen und ebenfalls sein Verdienst. Zwar weckte die hohe Garantiesumme allerlei Murren; aber im Weltkrieg, als die Kornlieferungen zum nächstliegenden Bahnhof zu geschehen hatten, da erkannte man den großen Vorteil. Auch andere gemeinnützige Einrichtungen, wie Windgilde, Krankenkasse, Bauernbank förderte oder schuf er. Dabei hatte er stets das Wohl der Gemeindemitglieder, nie den eigenen Vorteil im Auge. Sein letzter, auch erreichter Wunsch war der Ausbau der Dorfstraße, den er mit allen Kräften im Kreisausschuß förderte und für den er persönlich erhebliche Opfer brachte.

Er war ein glänzender Redner, obwohl er nur Dorfschulbildung hatte. Die Verschuldung der Landwirtschaft nach dem Kriege machte ihm ernste Sorge, obwohl er auf seinem Hofe keine Schulden hatte.

Er war der geborene Nationalsozialist. 4 1/2 Jahre stand er im Felde, und am Ende eines

Urlaubs konnte die Frau ihm nicht genug Pakete für arme Kameraden packen. Zu Beginn des Krieges versammelte er die Bauern seines Dorfes und verpflichtete sie, soviel Roggen und Buchweizen zu stiften, daß jedem Nichtselbstversorger ein Scheffel Roggen und Buchweizen geschenkt werden konnte. Für einen sich Sträubenden übernahm er kurzerhand selbst die Lieferung.

In der Revolutionszeit drangen die Wankendorfer Kommunisten in seine Wohnung ein. Der Rädelsführer fuchtelte mit dem Revolver. Im Nu hatte er ihm den entrissen. "Nun aber raus!" hieß es, "wer sich jetzt noch eine Minute auf meinem Grundstück aufhält, den soll der Deibel frikassieren!"

Nach der Machtübernahme geschahen im Kreise Segeberg allerlei übereilte Maßnahmen, die seinen Beifall nicht fanden. Der Posten des Amtsvorstehers wurde ihm genommen und einem charakterlich wenig geschätzten Bauern des Nachbardorfes übertragen. Das ärgerte ihn: "Mir ist es ganz gleich, wen man uns zum Führer bestellt, ob Großgrundbesitzer, Bauer oder Arbeiter; er soll aber ein anständiger Kerl sein und an seinem Platze etwas geleistet haben." Das ließ sich dort leider nicht immer sagen. Die verschuldetsten Bauern - und meist durch eigene Unfähigkeit verschuldet - waren gewöhnlich zuerst in die Partei eingetreten und führten nun das große Wort. Über diese, deren Charakter auch oft zu wünschen übrigließ, sagte er einmal: "Ich weiß gar nicht, warum Goebbels immer die alten Pg's so herausstreicht; hier bei uns kann man 70, ja 80 Prozent in die Ostsee werfen, und unserem Vaterland ist nichts verloren."

Trotzdem arbeitete er mit, wurde Parteigenosse und Ortsbauernführer und blieb auch Gemeindevorsteher. Die großen Leistungen Hitlers erkannte er willig an, bis ihn ein früher Tod 1936 aus dem Leben riß, nachdem er sich lange schon mit schwerer Krankheit hatte plagen müssen.

groota Kinnaf? - „Ja, fönst kinn ik ja rif
 all da Kinnar lutan.“ Uta da Littera to inner
 foole, bring ik da Geing for in fjal nu raa
 Land wiv: „Sif, du fott die Gumb gattflaw.
 da fift Kool in da Gvöifd: „Du, dat kann ik!“
 „Ne?“ „Glandutan, flaudotan, Minder, mi d'rifh
 da Brü

min da ja für, des min	Heft IV	uff van d'rifh luf: „Ne, wufft.“
------------------------------	---------	---

duing frucht da Deau nu to unuauu. So kinnut min
 Kool vber in da Buß: „Nu k'ik da nu! bring den fof
 fu in für det Arb! Gatt nu yvung fageft in
 dem will ja bewillu!“ - Van vriden vry ffoif ik
 Kool van I rig in fufel. Dooli k'iff ja mi in t'fu,
 fift in maat yang wöing: „Du, du l'ut kinnut f'ik ik el.“

Kool fott f'ik tämlif uff inluff in da f'fool ja mi
 unal nu da f'ring f'f'it nuouu toin d'ruppen in d'arb
 Defou maat ja maat Gald. Aber inu bring ik ja unuauu

Professor Karl Gripp

Aus Vorträgen über die Erdgeschichte unserer Heimat kannte ich ihn schon länger. Persönlich begegnete ich ihm, glaub' ich, zuerst am Grimmelsberg, wo ich Austernschalen sammelte und er wohl in ähnlicher Absicht kam. Auf einer Heimattagung in Segeberg sprach er bald darauf über die Entstehung des Kalkbergs. Bei der Gelegenheit logierte ich mit seinem Vater zusammen. Als Proponent des Hamburger Lehrervereins und Leiter der Versammlungen ehemaliger Segeberger war mir der kein Unbekannter. Durch ihn erfuhr ich auch einiges über die Kindheit Karl Gripps. Mit 10 Jahren legte er sich eine musterhafte Steinsammlung an. Als Schüler begleitete er Studenten und Lehrer auf geologischen Wanderungen. Als Vierzehnjähriger brachte er dem Professor ein bei Bergedorf gefundenes Gestein, das bis dahin bei Hamburg unbekannt war.

Auf geologischen und vorgeschichtlichen Wanderungen hatte ich öfter Gelegenheit, mit ihm zu sprechen. Im Verein für freies Bildungswesen in Flottbek hielt er einen Vortrag über die Eiszeit. Mit unserem Lehrerverein machte er eine Exkursion von Blankenese nach Wittenbergen. In unserem Wanderbuch "Vor den Toren der Großstadt" gab er eine musterhafte Darlegung der Entstehung unserer Landschaft.

Ich besuchte ihn deshalb in seiner Wohnung. Seine Frau war eine Pariserin, die damals noch mangelhaft Deutsch sprach. Nach der Machtübernahme wurde Prof. Gripp kaltgestellt. Der Grund ist wohl ungeklärt.

Auch heute ist der beste Kenner der Eiszeitverhältnisse Norddeutschlands nicht völlig rehabilitiert. Aber überall, wo seine Kenntnisse unentbehrlich sind, da holt man ihn zu Vorträgen, auch zur Heeresbetreuung. Sie sind ja auch Muster an Klarheit, Gründlichkeit und Anschaulichkeit.

K o r l

Kenn'n leert heff ik em al vöör sin School-tied. Ik weer as junger Lehrer na en Dörp bi Lübeck kamen un harr mit de grooten Jungs Turnen un Speel'n. In de tweete Week heff ik min Garr grad up den Speelplatz upstellt, do steiht so'n lütten veerschrötigen Buttjer vun Johrer fief, barfoot, puusbackig, een beeten dreckig, de Hannen in de Buxentaschen, blang mi un will sik dat Speelen anseen. Ik keek mi den Macker an un fraag em eersmaal: "Wo heetst du denn?" "Korl!" is de Antwort. "Un wo waanst du?" "Dor!" dorbi wiist he up een lütt Wohnhuus an den Platz. "Waant ji dor alleen, Korl?" "Döskopp, kann's nie seen, door is doch man een Döör", weer sin Antwort. "Na, Korl", segg ik, "up de anner Siit kunn doch ok noch een Döör wesen." "Jo", meent he, "hest doch recht hatt."

To Huus vertell ik de Ünnerhoolung an min Kolleg. "Ja", segg de, "datt's Korl, mit den kannst' to Ostern noch wat beleben, he kümmt to School. Sin Vadder drinkt, un wenn he siin Duuntje hett, geit' door beus her in't Huus." Korl mutt sin Vadder ok den Kööm haaln. Vörn Monatstiid ga ik na sin Huus to; do sitt Korl an'n Wall un nimmt een Sluck ut'n Buddel. "Jung, drinkst Du dien Vadder den Kööm ut?" schell ik. Un he lacht un langt mi den Buddel to: "Dor, wullt ok een hebben?"

Na Ostern kummt min Korl to School. "Na, Korl", begrüöt ik em, "wie kennt uns ja all." "Jo", seggt he, "Mensch, watt hes du'n groote Stuf." "Ja, sunst kunn ik ja nich all de Kinner laten." Um de Lütten to ünnerholn, krieg ik de Geig her un speel eer ehn Leed

vör: Fuchs, du hast die Gans gestohlen. Da schütt Korl in de Hööhd: "Du, dat kenn ik!" "Na?" "Fleedertee, Fleedertee, Mudder, mi deiht de Buuk so weh." - Den annern Dag hett een vun de gröteren Deerns eer Gedich nie leert. Wiel se sunst een ordentliche Deern weer, sä ik bloß: "Na, das wundert mich, daß du das Gedicht nicht kannst." Dorup fangt de Deern an to weenen. Do kümmt min Korl aber in de Baß: "Nu kik de an! Krieg den Schach her un hau das Aas! Hest eer goornix seggt un denn will se brüllen!" - Den drüdden Dag schrief ik Korl een i up de Tafel. Dorbi kiikt he mi in't Gesicht un meent ganz dröög: "Du dien Bort kümmt sik ok all."

Korl hett sik tämlich rasch inleft in de School. He muß mal na de Pump schickt warnn ton Waschen und int Lehren weer he keen Held. Aber in' Krieg is he een worden.

*

O s d o r f. Hans-Harder-Weg heißt die neue Aufschließungsstraße, die vom Rugenbarg nach Osten abzweigt. Hans Harder kam 1928 als Hauptlehrer an die Schule Rugenbarg in Osdorf. Später wurde er Rektor bis zu seiner Pensionierung im Jahre 1937. Er hat sich um den Ausbau des heimatkundlichen Unterrichts an der Schule sehr verdient gemacht. Außerdem betrieb er intensiv die Heimatforschung der Elbgemeinden, insbesondere Osdorfs, und hat verschiedene Schriften hierüber verfaßt. Mit der Benennung der neuen Straße hat Osdorf ihm ein bleibendes Denkmal gesetzt. Auch die „Norddeutsche“, deren eifriger Mitarbeiter er war, wird diesen prächtigen Menschen nie vergessen.

aus: "Norddeutsche Nachrichten"
vom 3. Juli 1964